

Nr. 275. Bromberg, den 26. November 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von **Vera Bern.**

Hans Römer verwünscht seinen Einfall. Nun sitzt er, präsidierend, an der Schmalseite des langen Tisches auf der Terrasse des Restaurants „Zur historischen Mühle" in Sanssouci.

Ihm gegenüber, an der anderen Schmalseite, in dem ihm vom Bügelbrett bekannten blauen Kleidchen, das ihr durch seine Länge und die Fülle der Volants etwas beinahe Damenhaftes gibt, Gerda Manz.

Zwischen den beiden jungen Leuten, an den Breitseiten, die Damen und Herren vom Verein. Vom Wein in angeregteste Stimmung versetzt, schieben sie ihre Gläser aneinander, stoßen Laute frohen Lachens aus heiseren Kehlen und gestikulieren über Gläser und Teller hinweg mit Händen und Fingern, die immer rascher und wilder durcheinanderschlingern.

Bis jetzt ist der Ausflug ein Reinfall für Hans Römer. Auf der Fahrt durch die westlichen Vororte bis Potsdam hatte Gerda allein mit Hans Römer im blauen, vom Chauffeur gesteuerten Wagen stumm und verlegen neben ihm gesessen. Ihr war sehr ungemütlich zumute gewesen im Chefauto, als könne Direktor Römer jeden Augenblick auf dem Trittbrett auftauchen und sie mit finsterem Blick auf die Chaussee hinausweisen.

Nun hocken sie schon seit zwei geschlagenen Stunden an der „Gespenstertafel", wie Hans Römer sie in seinem Inneren nennt.

Obwohl er sieht, daß sich die Spannung in Gerdas Zügen legt und ein weicher, verträumter, sogar glücklicher Ausdruck in ihre Augen kommt, hat er keine Möglichkeit, sich mit ihr zu verständigen.

Als er einmal über den Tisch hinweg ruft: „Auf einen recht vergnügten Sommer, Fräulein Gerda!" drehen sich die Gäste aller umliegenden Verandatische erstaunt herum, um zu sehen, welcher der Taubstummen plötzlich zu seiner Sprache gekommen ist. So begnügt er sich damit, stumm und mit freundlichem Grinsen Brot und Salz, Salate und Kompotte nach links und rechts weiterzugeben:

Plötzlich kneift Hans Römer die Augen zusammen, als blende ihn die Sonne . . . als müsse er etwas, was er gesehen hat und was ihm doch undenkbar scheint, genauer ins Auge fassen —

Er springt auf. Ist mit zwei Sätzen an der Glastür. Reißt sie auf. Sieht sich um im Garten. Nach rechts, nach links.

Die Hitze war ihm wohl zu Kopf gestiegen: an allen Tischen fröhliche, tafelnde Menschen, Kellner, die mit Eßplatten auf den gehobenen flachen Händen hin- und hereilen, und im Hintergrund die breiten Flügel der historischen Mühle.

Von der Gestalt, die er eben noch zu sehen glaubte, keine Spur.

Er kehrt an seinen Platz zurück und setzt sich wieder. Er wünscht, er wäre wieder zu Hause. Allein. Im kühlen Bibliothekzimmer.

Eine halbe Stunde später besteigt er mit seiner Gruppe den Dampfer an der Glienicker Brücke. Wieder eine Weile später trinken sie Kaffee, wieder an einer langen Tafel.

Schon die Hinfahrt auf dem Dampfer eine Qual — nun erst die Rückfahrt. Hans Römer, der so nahen Kontakt mit den Berliner Sonntagshaufen nicht gewöhnt ist, ist aufs äußerste gereizt. Die Fülle auf dem Schiff pfercht die Taubstummen zu einem festen Klumpen über dem Heizkessel zusammen.

Der Versuch Hans Römers, Gerda durch die sich stoßenden Passagiere auf die andere Seite des Verdecks zu ziehen, scheitert an der temperamentvollen Willenskraft der Gesellschaft, die mit immer vergnügteren und wilderen Gebärden Gerda als die eigentliche Gastgeberin betrachtet und sie immer wieder in ihr stummes Plaudern hineinzieht.

„Verzeihen Sie . . . Ich kann doch wirklich nichts dafür", sagt Gerda Manz, die sieht, wie sich eine Falte über der Nasenwurzel ihres jungen Chefs zu bilden beginnt.

„Nein, nein, natürlich. Was sollen Sie dafür können?" sagt Hans Römer unwillig und schlängelt sich langsam auf die andere Seite des Dampfers hinüber.

Nee — einmal und nicht wieder! Die ganze Natur ist ihm vergrault! Der ganze Sonntag! Nie mehr — nein, nie mehr!

Er findet einen zusammengeklappten Feldstuhl unter einer Bank und setzt sich. Uff!

. . . war eigentlich interessant gewesen gestern mit dem verhungerten kleinen Professor. — Was hatte der gesagt? . . . Man muß in andere Berufe, in andere Gesellschaftsschichten verreisen? . . . Na — das hatte er ja nun zur Genüge getan heute und sehnte sich wieder von ganzem Herzen nach seiner Heimat: nach der Villa in der Brückenallee! . . . Was der Alte im Kaffeehaus alles geredet hatte! Von der „Ambivalenz" der Gefühle und Eigenschaften . . . und den aus dieser Zwiegespaltenheit erwachsenden Doppelnaturen . . . Na, er war jedenfalls nicht zwiegespalten und nicht gedoppelt und gar nichts! . . . Er war stinknormal und wütend, daß eine kleine Telephonistin, mit der er sich einen harmlos vergnügten Sonntag machen wollte, ihn um alle Stimmung brachte! . . . . Und müde war er, müde.

Gerda Manz „plaudert" längst nicht mehr.

Ihr Kleidchen ist zerdrückt, ihr Gesicht ist zerdrückt. Sie steht blaß, abgespannt und traurig inmitten ihrer Schützlinge, deren Bewegungen lässiger werden mit der vorgerückten Abendstunde.

Sie fühlt sich grenzenlos allein. Selbst die frohe Stimmung der Mutter gibt ihr keine Freude. Sie hat mit unsäglicher Peinlichkeit die wachen, beobachtenden Blicke der Mutter empfunden, die Gerda auch während der Kaffeestunde gezwungen hatten, den suchenden Augen Hans Römers auszuweichen.

Gerda hatte ihrer Mutter, um sie zu unterhalten — lange bevor sie Hans Römer kennengelernt — zu viele Romane über den Sohn des Chefs vorfabuliert: . . . daß eine kleine Expedientin gehofft hatte, durch ihn ihr Glück zu machen, daß er aber eines Tages abgesprungen sei, weil er sie mit einem Monteur seiner Fabrik auf dem Soziussitz eines Motorrades angetroffen. Die Mutter hatte vor Vergnügen auf die Seitenlehnen des Stuhles geschlagen über die interessante Geschichte.

Nun fühlt Gerda, daß die Mutter in ihrer leicht erregbaren, von keinerlei akustischen Eindrücken abgelenkten Vorstellungswelt davon träumt, daß nun die eigene Tochter „ihr Glück" macht.

Daß der „richtige" Verlobte auf lange Zeit verreist ist, hat sie von der Tochter gehört und sich nicht weiter darüber gegrämt. Er hatte ihr zwar öfters eine Kleinigkeit mitgebracht, entführte ihr aber im übrigen die Tochter alle Sonnabende und Sonntage und ließ sie, die alte Frau, allein!... Da war das doch eine andere Sache mit dem jungen Chef! Vielleicht konnten sie alle am nächsten Sonntag nach Treptow hinaus. Da sollte es doch auch schön sein!

Mit Ermüdungsringen unter den Augen geht Gerda, ihre Mutter am Arm, an der Spitze ihrer Gesellschaft, an der Glienicker Brücke wieder an Land.

Sie fühlt, daß sie Hans Römer an diesem Nachmittag verloren hat, daß er nicht Lust haben wird, ihr ein zweites Mal Freude zu bereiten . . . Sie kann's ihm nicht verdenken! Er weiß ja nicht, wie grauenhaft es ist, auch wenn die Straße von lärmendem Großstadtbetrieb erfüllt ist, in Totenstille zu leben!

Gerda hat sich einmal — als Backfisch — in der Apotheke irgend so ein Mittel gekauft, das man sich in die Ohren stopft, um den Lärm von draußen abzuhalten. Sie wollte mal wissen, wie es ihren Eltern zumute war. War den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit den beiden kleinen schallhindernden Bäuschchen in den Ohren herumgelaufen. Nie vergaß sie jenen Tag! . . . Nie! Als hätte sie ein unwirkliches Leben gelebt, als sei sie nur von einem Traum umfangen gewesen, selbst nur eine unwirkliche Traumgestalt. Als sie dann abends im Bett das Zeug aus den Ohren riß, als sie wieder das Ticken der dicken Weckuhr hörte, das leise Knacken im wurmstichigen Schrank, da weinte sie laut auf vor Glück.

Daran denkt sie, als sie jetzt, ihre Mutter schwer am Arm, über den Steg geht und spürt, wie ihrer Mutter nur ins Bewußtsein dringt, was ihr die Welt an stummen Bildern ins Auge trägt.

Leise streichelt sie die Hand der Mutter, die ob dieser ungewohnten Zärtlichkeit voll Mißtrauen die Lippen zusammenkneift.

Gerda sieht sich um. Zählt. Ja — sie sind vollzählig versammelt.

Nur Hans Römer fehlt.

Drüben, auf der anderen Seite, stehen schon die drei Autos, vor denen die Chauffeure in lautem Geschwätz ihre Zigarren rauchen.

Wo bleibt Hans Römer —?

Vergeblich späht Gerda den letzten Nachzüglern entgegen, die, Kinder auf dem Arm und Riesenbüsche abgerissener Zweige und Blumen, langsam vom Schiff kommen.

Die Menge verläuft sich. Verteilt sich auf Elektrische und Omnibusse.

Von Hans Römer keine Spur.

Tränen quellen Gerda in die Augen. Nein — das ist nicht möglich! Das tut ein Sohn Direktor Römers nicht! Sich einfach aus dem Staube machen, weil es ihm lästig geworden ist, einem Haufen armer, vom Schicksal gestrafter Menschen Gutes zu tun! —

„Ist denn Herr Römer nicht mit zurückgekommen, gnädiges Fräulein?" fragt der Chauffeur des blauen Wagens.

„Doch!" nickte Gerda hastig, „— verstehe selbst nicht. Während des ersten Drittels der Fahrt war er mit uns. Dann wollte er wohl sehen, ob er nicht doch noch Platz fände auf dem Verdeck. Und seitdem weiß ich nichts mehr."

„Wenn gnädiges Fräulein meinen, dann warten wir noch etwas?"

„Na ja . . . aber selbstverständlich!" sagt Gerda. „Was denn?"

Nun warten sie schon seit einer halben Stunde. Wie aufgescheuchte Vögel streichen die Taubstummen in Ungeduld um die drei Wagen herum. Mit dem sinkenden Abend erlahmt auch ihre Gelenkigkeit. Immer seltener fahren die Hände Signale gebend in die Luft. Dann kriechen sie nacheinander in die Autos. Die Lider fallen ihnen zu. Noch ehe sie schlafen sind sie völlig abgeschlossen von der Außenwelt.

Nur Gerda geht noch immer hin und her. Ein kühler Luftzug läßt sie erschauern. Der Römersche Chauffeur hat längst eine Zeitung aus der Tasche gezogen, die er im fahlen Schein der Straßenbeleuchtung liest. Nun ist er mit dem letzten Artikel fertig und beugt sich vom Führersitz herab:

„Nu wird's aber Zeit, gnädiges Fräulein. Der junge Herr war vielleicht zu müde und ist längst in einer Taxe nach Hause gefahren!"

„Ist denn das möglich?"

„Bei unserem jungen Herrn ist alles möglich", sagt der Chauffeur ein wenig vertrauter im Ton. „Gnädiges Fräulein sollte sich jetzt von mir nach Hause fahren lassen!"

Er rückt die Mütze zurecht auf dem leicht angegrauten Haar.

Gerda steigt in den blauen Wagen. Sie schmiegt sich, ganz klein, ganz bang, ganz armselig in die äußerste Ecke des Sitzes. Der schmale Spitzenkragen um ihren Hals feuchtet sich von ihren Tränen. Sie sagt sich, daß es gar keinen Sinn hat, in einem eleganten Auto zu sitzen, mit zwei langstieligen Rosen in der Vase neben dem eingelassenen Spiegel, wenn man so kreuzunglücklich ist.

Sie beschließt, um ihre Entlassung einzukommen, denn sie fühlt sich irgendwie entwürdigt, seitdem sie der Sohn des Chefs zu einem Sonntagsausflug eingeladen hat.

Knapp hinter ihr fahren die beiden anderen Wagen bis vor Gerdas Haustür. Einige spielende Kinder, die eine heimkommende Hochzeitsgesellschaft vermuten, sammeln sich an, und einige Nachbarn, die vor ihren Kellerfenstern auf herausgestellten Stühlen saßen.

Die beiden fremden Chauffeure treten auf Gerda zu.

„Wie ist denn das nun mit der Bezahlung? . . . Der Herr, der uns bestellt hatte, is ja nicht mit zurückgekommen."

„Mit der Bezahlung?"

Gerda sieht entsetzt zum Chauffeur des blau lackierten Wagens herüber, der gerade im Begriff ist wieder einzusteigen:

„Wir . . . wir waren doch alle eingeladen . . ."

„Ja. Aber nicht von unserem Fuhrherrn!" antwortet der eine der fremden Chauffeure lachend. „Es macht also — ohne Trinkgeld — für uns beide . . ."

Gerda kramt unter den verständnislosen Blicken ihrer Schützlinge in ihrer braunen Ledertasche.

Die Mutter, bösartig vor Ermüdung, fuchtelt in der Luft, daß die Tochter endlich das Haustor aufschließen soll.

Die anderen verabschieden sich von ihr und untereinander mit heiseren Zischlauten und stummen Zeichen und verschwinden um die Ecken.

Der Chauffeur des blauen Wagens muß lachen. Die ist entschieden die niedlichste von den Sonntagsfreundinnen des jungen Herrn! Er knöpft seinen Mantel auf, sagt gönnerhaft:

„Na, Fräulein, da müssen wir wohl zusammenlegen, wir zwei!" und zahlt, ohne Gerdas zaghaft hingehaltenen Zehnmarkschein zu nehmen, die geforderten Beträge.

Es gewährt ihm ein angenehmes Gefühl, ritterlich gegen eine Dame zu handeln und für sie — von dem ihm für Benzin und Reparaturen anvertrauten Gelde — eine Summe auslegen zu können, die ihm am nächsten Tage mit einem reichlichen Trinkgeld vom jungen Herrn zurückerstattet werden wird.

„Also denn . . . schlafen Sie recht gut, Fräuleinchen. Und wohl bekomm's!"

Die beiden anderen Wagen sind davongefahren. Die Mutter quält sich mit ungeschickten Fingern, den Schlüssel in die Haustür zu schieben. Gerda steht knapp vor dem blauen Wagen, mit großen, bittend aufgeschlagenen Kinderaugen.

„Herr Chauffeur . . . ich hätte eine große Bitte . . . ich möchte so gerne wissen, ob Herr Römer schon zu Hause ist wenn Sie kommen . . . Ich weiß nicht, ich bin ein bißchen bange um ihn."

(Fortsetzung folgt!

Zwischen 68 und 74.

Erzählung von Fritz Laukisch.

Der Hochseefischereidampfer HF 113 lag den dritten Tag im Sturm. Stampfte, schlingerte, bemühte sich, den Kampf gegen die mächtigen Wellenberge, die das Schiff zu erdrücken drohten, zu bestehen. Schweigend saßen die Männer der Freiwache in der Kambüse. Hatten sie am ersten und auch noch am zweiten Tage des plötzlich ausgebrochenen Sturmes ihre Witze und Scherze machen können, war an diesen beiden Tagen der junge Maschinist Peter Lorsen die Zielscheibe ihres seemännischen Spottes gewesen, so war ihnen nach der fünfzigsten Stunde der Humor vergangen. Das vollends, als sie bemerkten, daß der Steuermann seinen Priem nicht mehr erneuerte und auch das Fluchen und Schimpfen vergaß.

HF 113 tanzte zu der Musik des Sturmes und der Wellen. Immer wilder wurde das Stampfen und Schlingern. Von Minute zu Minute mächtiger wurden die Wellenberge und tiefer und abgründiger die Wellentäler, die sich in eilendem Laufe heranwälzten. Noch widerstand HF 113 der Gewalt — doch wie lange?

„Achtundsechzig Stunden!“ Leise hatte es Peter Lorsen gesagt. Der Steuermann sah ihn an. „Nun, und? Meinst, wir hätten nich' schon länger in solchem Dreck gesessen?! Hättest an Land bleiben sollen!“

Peter Lorsen schwieg, langsam zog er seine Uhr aus der Tasche, hielt sie in der Hand, seine Augen verfolgten den Zeiger, und jedesmal, wenn eine Minute verronnen war, lachte er kurz und qualvoll auf. Der Koch beobachtete den Maschinisten, wandte sich schließlich an ihn. „Was soll's mit den achtundsechzig Stunden, he?“

Peter Lorsen hob den Kopf. Wieder kam es stockend und zögernd von seinem Munde. „Hab' auch drüber gelacht, hab' am lautesten gelacht, viel lauter als der Kapitän und der Steuermann. Hab' wie ein Irrer gelacht damals, als wir drei am Abend vor der Ausfahrt im „Trocadero“ saßen und der Kerl an unsern Tisch kam.“

Der Steuermann fuhr auf. „Halt's Maul, sag' ich dir! An dem Dreck hier hab'n wir grad genug. Oder macht's dir etwa Spaß, Angst zu sä'n? Hüte dich, du!“

In den Männern, die bisher stumpf am Tisch gesessen hatten, war die Neugierde erwacht und namentlich in dem Koch, der mit seinen Fragen keine Ruhe ließ, schon um den Steuermann zu ärgern und sich damit für manchen Anpfiff zu rächen. Er rieb sich die Hände, als Peter Lorsen endlich begann, von jenem Abend zu erzählen. Es freute ihn, als er sah, daß sich der Steuermann ärgerte und vergeblich bemüht war, die Erzählung des Maschinisten ins Lächerliche zu ziehen. Peter Lorsen unterbrach seinen Bericht.

„Pfeif' nur und sprich nur dazwischen, Steuermann, damals warst du nich' mehr aufgelegt und hast gezahlt und bist gegangen.“ — „Nich' darum bin ich gegangen, weil der Kerl das gesagt hat, nee, darüber hab' ich gelacht. Weil ich allein weitergeh'n wollte, darum hab' ich gezahlt!“ — Und bist du weitergegang'n, Heinrich? Genau so wenig wie der Kapitän und ich weitergegang'n sind. Du weißt es genau so wie ich und der dritte, was der Kerl mit seinen Worten zwischen achtundsechzig und vierundsiebzig gemeint hat.“

Aufgeregt fiel der Koch ein. „Was soll das, das zwischen achtundsechzig und vierundsiebzig, he?“

Kaum daß der Koch seine Worte ausgesprochen hatte, erzitterte das Schiff in allen Fugen, krachte und ächzte, schoß tief in ein Wellental hinunter. Wasser rauschte in breiten reißenden Bächen über das Deck. Die Männer klammerten sich fest, ihre Köpfe stießen gegeneinander. Ein Gedanke erfüllte sie alle; der Gedanke: Wie lange noch? — Langsam, schwerfällig ächzend, richtete sich das Schiff wieder auf, stampfte, schlingerte, zitterte, kämpfte weiter gegen den Sturm.

Peter Lorsen warf einen Blick auf die Uhr. „Noch fünfzehn Minuten!“

Peter Lorsen wunderte sich, daß er jetzt plötzlich keine Furcht mehr verspürte, daß eine Ruhe über ihn gekommen war, ja, daß noch nicht einmal sein Herz pochte, wenn er an den Augenblick der hereinstürzenden Wassermassen dachte, daran, daß er sich ihnen kampflos mit weit geöffnetem Munde anheimgeben würde. Erst als ihn der Koch neugierig anstieß, besann er sich und erzählte:

„Die Musik spielte und die Paare tanzten, auch sie, mit der ich schon ein paar Tänze gemacht hatte und deren Haar so funkelte, daß man meinen konnte, sie hätte glitzernde Steine im Haar. Wir saßen am Tisch und lachten über den Kapitän, der nun schon beim sechsten Mal Knobeln die Lage verloren hatte und sich blau ärgerte, daß es an seinen Geldbeutel ging. Und grad in dem Augenblick, als der Ober die Lage bringt und die Musik einen neuen Tanz beginnt, und grad in dem Augenblick kommt der Kerl an unsern Tisch und will von uns einige handschriftliche Zeilen hab'n. Zuerst hab'n wir ihn angeknurrt, doch dann nach einigem Hin und Her schreibt zuerst der Kapitän was auf. Der Kerl nimmt den Zettel, besieht die Schrift, stutzt, läßt sich die Hand zeigen. Gesagt hat er nichts zum Alten, nur zum Steuermann hat er gesagt, daß er ihm nun was aufschreiben soll. Der Heinrich hat's dann auch getan, und wieder hat sich der Kerl die Hand zeigen lassen, und dann hab' ich ihm was schreiben müssen, und auch von mir hat'r sich die Hand geben lassen. Dann hab'n wir ihm gesagt, daß'r uns nu' endlich was sagen soll, was in uns'rer Schrift steht und in uns'rer Hand. Er hat sich an unsern Tisch gesetzt und hat uns mit einem Blick angeseh'n, einen nach dem andern, daß wir drei plötzlich verstummt sind, und dann hat er gesagt: „Sie sollten sich nich' über das, was in Ihrer Hand steht, lustig mach'n, meine Herren, denn unter Ihnen sitzt schon ein anderer; einer, dem keiner gern begegnet und mit dem sich keiner gern zusammensetzt. Zwischen der achtundsechzigsten und der vierundsiebzigsten Stunde wird er jedem von Ihnen seine Hand reichen, und in der neunundsechzigsten Stunde wird er Ihnen sichtbar werd'n, den Sie heute noch nich' seh'n.“ Dann is der Kerl von unserm Tisch aufgestanden, Geld hat'r keins von uns genommen, und nu“, und Peter Larsen sah auf die Uhr, „sind es noch genau zehn Minuten auf neunundsechzig.“

Alle starren auf die kleine Taschenuhr, die in der Hand Peter Lorsens lag. Aber wieder stürzte HF 113 in rasender Geschwindigkeit in die Tiefe eines Wellentales. Gischt sprühte auf. Wasser schlug über das Schiff zusammen. Die nächste Welle packte es. HF 113 drehte sich um die eigene Achse, lag quer auf dem Wellenberg. Ein Splittern — ein Krachen . . . HF 113 lag mit klaffendem Rumpf auf einer Klippe.

Über das nasse, glitschige Deck kroch Peter Lorsen. Blut rann ihm von der Stirn. Über die zerbrochene Leiter kletterte der Maschinist zur Kommandobrücke. Auch hier Verwüstung. Schwer wurde ihm der Weg bis zur Bude des Funkers. Über dem Steuerrad hing der Kapitän. Die starren Hände hielten das zersplitterte Rad umkrampft. Peter Lorsen grüßte seinen toten Kapitän, kroch weiter. Mit letzter Kraft schleppte er sich in die Funkerbude, seine Finger suchten die Spulen und Tasten. S—O—S wollte er funken. Doch der Sender versagte den letzten Dienst.

Peter Lorsen wartete auf den Tod. Draußen heulte das Meer. Draußen klatschten Wellen gegen das Wrack, suchten es zu zerreißen. Minute auf Minute verrann. Peter Lorsen zählte sie nicht mehr. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke: — — der Empfangsapparat! Vielleicht, daß er noch geht! Er schaltete, ein leises Surren, sonst nichts.

Und wieder vergingen Minuten. Da! War da nicht eine Stimme? Der junge Maschinist fuhr auf, meldete sich: Hier Peter Lorsen, Maschinist auf HF 113 auf Fang im Weißen Meer! Akkorde klangen leise auf. Peter Lorsen lauschte, stützte den Kopf in die Flächen seiner Hände. Die Akkorde verebbten, eine Stimme erstand im Raum, ein Lied, das er kannte, das er selbst oft gesungen hatte, wenn die Abendsonne über dem ruhenden Meere lag. Peter Lorsen summte die Melodie mit, hatte den Klang noch in den Ohren, hatte den Ton noch auf den Lippen, als eine gierige, gefräßige Welle an der Brücke zerrte, sie auseinandersprengte und die Trümmer in den Strudel riß. Die vierundsiebzigste Stunde hatte sich erfüllt.

Anekdoten und Schnurren.

Dickens will nicht kandidieren.

Der Besitzer des Hotels „Zur Glocke" in dem englischen Städtchen Aston Clinton hat unter den Papieren seines Großvaters unlängst einen Brief des berühmten englischen Dichters Charles Dickens gefunden, der folgendermaßen lautet:

„Sir, ich muß Ihnen danken für Ihre liebenswürdige Mitteilung und für das Vertrauen, das Sie in mich setzen. Da ich aber zurzeit außerordentlich beschäftigt bin, habe ich keineswegs die Absicht, mich bei der nächsten Wahl als Kandidat aufstellen zu lassen. Ich habe schon dreimal ein derartiges Ansinnen abgelehnt und ziehe es vor, weiterhin auf meinem eigenen Weg ein so nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein, als ich es vermag. Charles Dickens."

*

Mark Twain sehr boshaft.

Mark Twain war einst in eine großen Abendgesellschaft eingeladen. Er fühlte förmlich, wie man darauf wartete, daß er nun die Anwesenden mit seinen gewohnten Geistesblitzen und seinem unverwüstlichen Humor unterhalten sollte.

Aber Twain war heute nicht aufgelegt. Alle Bemühungen prallten an ihm ab und er blieb still und einsilbig. Darüber war ganz besonders der Gastgeber schwer enttäuscht, und als alle Versuche, Twain aufzumuntern, fehlgeschlagen waren, sagte er:

„Well, Mark, ich habe den Eindruck, heute könnte der größte Narr der Vereinigten Staaten Sie nicht zum Lachen bringen?"

Worauf Twain mißmutig aufblickte und erwiderte: „Versuchen Sie's doch mal!"

*

Berechtigte Frage.

Als Wilhelm Grimm 71 Jahre alte war, lag er einmal krank zu Bett. Der Arzt erschien. „Wo fehlt's denn?", fragte er. Grimm klagte über heftige Schmerzen im Bein. „In welchem Bein?", wollte der Arzt wissen. „Im rechten", erklärte der Dichter.

Der Arzt untersuchte das Bein eingehend. „Wie alt sind Sie, Herr Professor?", fragte er dann.

„Einundsiebzig Jahre", sagte Grimm.

Der Doktor nickte. „Eine ganz natürliche Altersschwäche! Wenn Sie ein paar Tage im Bett liegen bleiben, werden sich die Schmerzen legen."

„Ich verstehe bloß eins nicht", meinte darauf Grimm, „mein linkes Bein ist doch genau so alt wie das rechte — warum habe ich darin keine Schmerzen??"

*

Die bedenkliche Münze.

Der englische Staatsmann Cromwell ließ einst eine neue Goldmünze prägen. Sie trug auf der einen Seite die Inschrift „Gott" und auf der Rückseite die Inschrift „England".

Stolz zeigte er die neue Münze dem König. Der betrachtete sie nachdenklich von beiden Seiten und sah recht nachdenklich aus.

„Gefällt sie Euer Majestät nicht?", fragte Cromwell.

„Gewiß, gewiß", meinte der König, „nur eins will mir gar nicht gefallen: daß Gott England den Rücken zukehrt!"

*

Der schlagfertige Soldat.

Friedrich der Große hielt einst eine Truppenparade ab. Dabei fiel ihm ein Mann auf, dessen Gesicht über und über mit Narben bedeckt war. Er trat auf den Soldaten zu:

„In welcher Kneipe hat er denn solche Hiebe bekommen?", fragte er spöttisch.

Der Soldat blickte dem König fest ins Auge: „Bei Kollin, wo Majestät die Zeche bezahlen mußten!"

*

Peterchen.

Peterchen kommt in einem völlig zerrissenen und verschmutzten Anzug aus der Schule nach Hause. Mutter ist außer sich.

„Wie oft habe ich dir nicht schon gesagt, du sollst nicht in dem alten zerrissenen Anzug zur Schule gehn, sondern den neuen anziehen?!"

Worauf Peterchen sanft erklärt: „Aber Mutti, es ist doch der neue Anzug!"

Dank an den Garten.

Ich schließe, Garten, dein Geviert nun zu
und überlaß dich winterlicher Ruh.

Für jede Blume, die sich hochgerankt,
Für jeden schönen Apfel sei bedankt!

Bedankt für Beeren, Rüben, Wurzeln, Kraut,
was alles auf den Beeten ich gebaut!

Für jede Stunde auch und jeden Tag,
da sonnenfroh dein Schimmer um mich lag!

Für jedes Nest im dichten Heckenzaun,
in das ich froh behutsam durfte schau'n!

Getan ist längst der letzte Spatenstich.
Nun ruhe, Scholle, ruh und sammle dich!

Doch auch im Winter komm ich öfter her,
zu sehen, ob das Futterhäuschen leer.

Die kleinen Helfer aus der Sommerzeit
zu schützen vor des Winters Not und Leid.

Und spinnt der Rauhreif Zweige ein und Gras,
blinkt rundum alles wie geschliffen Glas.

Schön bis du auch im Schnee, wenn her und hin
von Has und Wiesel feine Fährten ziehn.

Und steigt das Licht dann wiederum empor,
webt Liederklang dir neuen Blumenflor!

Heinrich Ruppel.



Lustige Ecke



In Verlegenheit.



„Sagen Sie mir bitte, färbt der Stuhl, oder ist das Kleid so?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.